



XV.

In den Kreisen der jungen lebenslustigen Künstler war Christel bald gar sehr berühmt geworden, und manch einer bewarb sich versthohlen um ihre Gunst. „Dornröschen“ nannten sie die Einen, weil sie in ihrem Stübchen unnahbar blieb, wie in einem verzauberten Schlosse, und „Haideröschen“ die Anderen wegen ihrer schlichten waldfrischen Erscheinung. Alle aber waren einstimmig im Lobe des Mädchens und beneideten Hans um den Besitz dieses Schatzes.

Hans aber that nichts weniger als eifersüchtig, und wenn ihn dieser oder jener bat, zu erlauben, daß ihm das Haideröschen zu einem Bilde sitzen möge, legte er selbst bei Christel Fürsprache ein.

Warum nicht? Wenn es mit Anstand geschäh, that sie es gern. So lebt sie noch heute in manchem Bilde als Goldschmieds Töchterlein, als Klärchen und Gretchen, die durch sie wieder in die Mode kamen. Einer hatte ihr auch ein Bildchen geschenkt, auf dem

sie im altdeutschen Kleide am rebenumrankten Erkerfenster saß, die Laute träumerisch im Schooße. Das sah sie gern. Nicht weil sie gar so hübsch darauf aussah, sondern weil die Laute sie an verlorene Stunden unwiederbringlichen Glückes erinnerte.

Auch Herr van Embden hatte sie zu malen gewünscht, das aber hatte sie sich verboten. Der Mensch war ihr in tiefster Seele verhaßt, und sie hatte Hans wiederholt gebeten, sie mit seiner Gesellschaft zu verschonen.

„Wie kannst Du nur so thöricht sein, Kind! Er ist ein famoser Herr und hat Dich wirklich gern!“

„Laß ihn nur bei seiner Dore bleiben. Das ist auch so Eine. Pfui!“

„Die Dore ist gar nicht so übel. Man muß die Krabbe nur zu nehmen wissen!“

„Hans! — O, nein: sage, daß es nicht wahr ist! Du hast nichts mit dem Frauenzimmer zu thun; nicht wahr?“

Hans antwortete nicht. Unlesbare Gedanken standen auf seiner Stirn geschrieben und in seine Augen trat es feucht bei dem Anblicke des Mädchens, das er zu verlassen im Begriffe stand. Dieses Mitleid vermochte ihn aber nicht auf die Dauer an Christel zu fesseln; sie fiel ihm täglich mehr zur Last und er überlegte ernstlich, wie er sie fortschaffen könne. Das

letztere wurde ihm um so schwerer, als seine Mittel sich leider wieder nicht auf allzu gesunder Grundlage befanden. Seine Einnahmen entsprachen trotz der guten Preise, welche ihm für einige kleine Bilder gezahlt waren, durchaus nicht den Anforderungen, welche das glänzende in Saus und Braus geführte Leben an ihn stellte, und er war bereits wieder auf dem Standpunkte angekommen, sich nach einer passenden Vermählungsparthie umzusehen, die ihn in seinen Verhältnissen rangiren könnte. Unter den Töchtern der Adels- geschlechter des Landes schien leider kein Möschen für ihn zu blühen; indessen, mußte es denn gerade ein Sproß von altem turnierfähigem oder auch nur ritterbürtigem Stamme sein? In der Tiefe der Nature, auf welche er seine Augen richtete, fehlte es allerdings an dem adeligen Schimmer des Vollblutes oder auch nur Halbblutes, aber der Schimmer des Goldes überstrahlte in den Augen des Herrn Hans diese unangenehmen Mängel gar sehr.

„Man kann mit solch einer Dame selbstverständlich nur eine Konvenienzehe führen! Aber die Konvenienzehe ist ja doch schließlich für mich das Richtige. Was wäre das für ein Leben an Mariens Seite geworden! Alle Tage die Mehlsuppe ihrer Moralspredigten! — Uebrigens doch eine verdamnte Geschichte! Ich kann ihrem Vater, dem alten Filz, seinen kümmerlichsten

Brief doch unmöglich so hingehen lassen! Er sagt sich von mir los! Es ist zu köstlich! Ich werde Ihnen das noch eintränken, Herr Baron!" — —

„Guten Morgen, Ebersdorf! Kommen Sie Nachmittags mit zu einer Waldparthie?“

„Ich glaube kaum, daß ich Zeit finden werde, lieber van Embden!“

„Was soll denn das werden, Sie malen am Ende gar ein Figurenbild?“

„Es ist eine Spielerei. Sie könnten mir übrigens dabei behülflich sein! Ich muß mir damit Jemand vom Halse schaffen.“

„Wieso?“

„Ich will eine Verstoßene in der Wüste malen.“

„Und diese Verstoßene?“

„Soll die Tochter eines Mannes sein, der die Unverschämtheit hatte, mich zu beleidigen.“

Herr van Embden lächelte. Ein niederträchtiges Lächeln, bei welchem dem Betrachter die fünf Finger hätten zucken müssen.

„Werfen Sie sich doch die Geschichte mit Kreide auf die Leinwand! Dann können Sie ja leicht darübermalen.“

Hans, dessen starke Seite niemals im Zeichnen bestanden hatte, fühlte den sarkastischen Spott aus dieser Zumuthung sehr wohl heraus. Indes machte er gute Miene zum bösen Spiele.

„Sol's der Ruckuck, ich bin heute Morgen verstimmt! Thun Sie mir den Gefallen und reißen Sie mir die Figur auf. Ich komme dann Nachmittags mit.“
van Embden lächelte. Indeß trat er zur Staffelei.

„Wo ist denn Ihr Köschen? Sie könnte uns dazu sitzen.“

„Ich glaube nicht, daß sie es thut.“

„Ah bah, sie ist ja doch kein Kind!“

Hans sprach mit Christel, die im Nebenzimmer aufräumte. Sie widersetzte sich mit Thränen seinen Bitten, gab indeß doch schließlich seinen barschen Forderungen nach und trat kurz darauf in dem leichten Gewand, das ihr Hans gereicht hatte, in das Atelier.

Herrn van Embden's Blicke ruhten mit befriedigtem Verständniß auf ihrer blühenden Jugend; indeß entsprach die schämige Verhüllung weder seinen künstlerischen noch seinen persönlichen Wünschen, und er suchte Christel zur Ablegung des Gewandes zu bewegen, indem er ihr begreiflich machte, daß ein der Kunst gebrachtes Opfer nicht wie eine persönliche Gefälligkeit aufgefaßt werden dürfe.

Christel aber weigerte sich entschieden, seiner Bitte stattzugeben.

„Warum will denn die dumme Pute nicht?“ lachte Dore, welche während dieser Scene in's Atelier getreten war und Hans kareffirte. „Mache doch nicht so viele Umstände, Mädchen. Komm, ich helfe Dir!“ Und mit

frechem Griffe riß sie an den Achselspangen das Gewand entzwei, daß Schultern und Busen entblößt waren, und suchte auch den Rest des Kleides Christel von den Hüften zu reißen. In ihrer Verzweiflung aber gab die Bedrohte der Angreiferin einen Stoß, daß sie zurücktaumelte, und sprang dann in das Nebenzimmer zurück, das sie hinter sich abschloß.

„Herrjeses,“ lachte Dore, indem sie mit frecher Ungezwungenheit die eigenen Kleider aufnestelte, „habt Euch doch nicht wegen der dummen Sans! Da, ich will Euch selbst sitzen. Was giebt's denn?“

„Auch gut!“ lachte van Embden und wies ihr die Stellung an, die sie einnehmen solle. Dann warf er auf die Leinwand nach den welken Formen der Dirne die Umriffe der Figur, der er später unter Benutzung einer Photographie Mariens deren Züge ausprägte, leiderfüllt, ein Bild des Sammers und der Verzweiflung. Sans begab sich dann an das Bild heran, um mit den ausgemergeltesten Farben seines Convenienztöpfes den landschaftlichen Hintergrund daraufzuwerfen und die Fleischtöne anzusetzen. So entstand sein später vielbesprochenes, vielbewundertes und schwer getadeltes Bild: „Die Verstoßene in der Wüste.“

Christel wußte von diesem Betrüge, zu welchem man ihre blühenden Formen hatte mißbrauchen wollen, nichts. Sie sollte die Fertigstellung jenes Bildes

überhaupt nicht mehr erleben. Die immer unzartere Behandlung, welcher sie ausgesetzt wurde, empörte sie, und mehr noch als das beleidigten sie die Zudringlichkeiten des Herrn van Embden, von welchen Hans anscheinend nicht die mindeste Notiz nahm. Oft ließ sich Hans tagelang nicht mehr sehen, und wenn sie auf sein Atelier kam, so traf sie dort seinen ihr in tiefster Seele verhassten Genossen, der sich sogar wiederholt herausnahm, sie auf ihrem Zimmer zu belästigen.

Eines Tages theilte ihr Hans mit, daß er in's Bad reisen müsse, auf drei oder vier Wochen. Christel weinte bei dieser Nachricht. Als Hans die Thränen über ihre Wangen rinnen sah, küßte er sie zärtlich auf die Stirn und schalt sie ein thörichtes Närrchen. Sie hörte ihm mit seligem Lächeln zu und unterbrach seine lästernden Scherzreden.

„Geh nur und schweig still. Ich weiß ja doch, daß Du mich lieb hast und nicht ohne mich leben kannst! Du kommst doch wieder zu mir!“

„Bist Du dessen so sicher?“

„Ja!“ antwortete sie im Tone felsenfester Ueberzeugung.

„Und wer sagt Dir das?“

„Mein Herz sagt's mir!“

Hans schwieg verlegen, und Christel spielte nachdenklich mit seinen Händen.

„Weißt Du auch, was geschähe, wenn Du nicht wiederkämeßt, Hans?“

„Was sollte geschehen? Dann würdest Du Dich zu trösten wissen über den Verlust eines langweiligen Liebhabers und würdest eines Tages einen anderen Mann finden, der viel besser ist, viel liebevoller, reicher, hübscher und amüsanter, als ich es bin. Nicht wahr?“

Christel sah ihn mit einem langen tieftraurigen Blicke an und schwieg. Sie fühlte zum ersten Male, daß der Mann, dem sie im Uebermaße von Liebe und Vertrauen Alles geopfert hatte, sie nie verstanden hatte, daß er, an dem sie sich bisher aufranken zu können vermeint hatte, tief unter ihr stand. Sie fühlte es und schwieg.

Als Herr van Embden tags darauf abermals bei ihr vorzusprechen versuchte, wurde ihm von Christels Wirthin derb und gründlich die Thür gewiesen. Christel aber nahm, als es dämmerte, Hut und Mantel und verließ das Haus. Sie wollte und mußte sich Gewißheit verschaffen. Sie kam an der Wohnung ihres Verführers vorbei und sah Licht in den ihr bekannten Räumen. Hans war also nicht verreist, sie war belogen worden! Die Lichter wurden gelöscht, und zwei Herren traten aus dem Hause. Sie trugen die Ueberzieher über den Gesellschaftskleidern, es war Hans mit van Embden. Christel drückte sich in den Schatten des

gegenüberliegenden Hauses und schlich ihnen dann in einiger Entfernung nach.

„Wie gesagt,“ hörte sie Hans sagen, „versuchen Sie Ihr Heil! Aber zwingen kann ich das Mädchen nicht und mag es auch nicht, van Embden!“

Christel war empört, sie vermochte indeß leider nicht zu verstehen, was jener antwortete. Die Herren bogen in eine Seitenstraße ein, wo vor dem Hause des Präsidenten eine große Menschenmenge sich angesammelt hatte, welche die den ankommenden Wagen entsteigenden Gäste nach ihrem Fuß und ihrer Haartracht, ihrem Schmucke und ihrer Vergangenheit bekräftigte und begaffte. Christel mischte sich unter diese Menge, durch welche auch die beiden Herren sich Weg zu bahnen suchten. Da fuhr ein Wagen mit zwei feurigen Araberschimmeln vor, dem ein quecksilberiger älterer kleiner Herr und eine blasser tiefbrunette junge Dame in kostbarer Toilette entstiegen. „Der Baron von Kohn und seine Tochter!“ rief einer aus dem Pöbel. „Hübsch ist sie nicht!“ bemerkte ein anderer. „Aber reich, grausam reich!“ „Das ist auch was Rechtes; man weiß ja, woher es gekommen ist!“ „Da kommt ihr Schatz, der Blonde da!“ „Das ist ein Maler!“ „Seht nur, wie sie die Augen verdreht, die dumme Pute. Der nähme sie auch nicht, wenn sie kein Geld hätte!“ „Still, da kommt der Herr Graf!“

„Das is ein böser Gast, habt Ihr schon gehört?“ Christel achtete nicht weiter auf den Klatsch der Menge. Aber sie fragte eins der Weiber, ob es wahr sei, daß der junge Maler die reiche Banquierstochter heirathen werde.

„Ja, er fährt ja doch alle Tage mit ihr spaziren. Die ganze Stadt spricht ja davon. Lieber Gott, er kann's gebrauchen!“

Christel wußte genug. Sie kehrte heim. Es wurde ihr recht schwer, sie mußte sich mehrmals setzen, und als sie ihr Zimmer erreichte, brach sie erschöpft zusammen. Als sie wieder zu sich kam, war ihr Entschluß schnell gefaßt. Auf dieser Schwelle lauerte die Schande, nicht die, deren sie sich bis jetzt zeihen mußte, sondern die, von der ihr an jenem Abende in Tiefdorf der blasser junge Mann gesprochen hatte, und die sie nun zu ahnen begann, da sie sich Alles in's Gedächtniß zurückrief, was ihr in den letzten Wochen zugemuthet war.

„Ich will zurück! Ich will mich schlagen lassen vom Vater. Und wenn er mich aus dem Hause jagt, will ich ums Tagelohn arbeiten; nur fort von hier, fort!“

Sie bezahlte ihre Wirthin, raffte die Kleider zusammen, welche sie mitgebracht hatte, und packte Alles, was Hans ihr geschenkt, in eine Kiste, die sie an ihn adressirte. Dann kehrte sie auf demselben Wege, auf dem sie gekommen, — es war das erste und einzige

Stück Welt, das sie kennen gelernt hatte — in die Heimath zurück.

In die Heimath! War denn das ein Heim? Es war am nächsten Abend, als sie die Leichmühle erreichte. Sie hatte sich im Walde niedergesetzt, damit es erst ordentlich dunkel werde. Sie wartete darauf, daß in der Mühle die Lichter angezündet würden. Da aber blieb's dunkel, stockdunkel. Der Müller war offenbar nicht daheim. So kehrte sie langsam in das Anwesen zurück, das sie vordem allein mit dem Knappen etwas in Ordnung gehalten hatte. Wie wüßt sah es aus! Die Frauenhand hatte gefehlt, und auch Gottlieb war wohl fort. Die Möbel lagen wirr übereinander, die eine Thür war gar versiegelt, und ein großes Schreiben vom Gericht klebte daran.

Christel konnte sich schon denken, wie das Alles gekommen sei. Der Trunk und die fortgesetzten Strafen wegen der Wilddieberei! Und doch ließ ihr Vater nicht davon! Christel suchte eine Lampe hervor und zündete sie an, räumte dann das Gemach auf, streute weißen Sand in die ausgelegte Stube und legte ein frisches Leintuch auf den Tisch. Dann wartete sie die Rückkehr des Vaters ab. Endlich kam er; es war bereits sehr spät. Er war nicht betrunken, also kam er vom Anstande. Er schlug Christel nicht, schalt sie merkwürdiger Weise nicht einmal. Er setzte sich auf einen Schemel ihr gegenüber.

„Kimmste etze doch häme? Dacht's mer schonne, daß de kummen wirst! Gelle, de brennheiße Lieb is nu wack?“

Christel antwortete nicht, sie hatte die Hände im Schooße gefaltet und weinte still vor sich hin. Der Leichmüller stand auf und stopfte sich eine Pfeife. Dann trat er auf sie zu und strich ihr zärtlich über das rothblonde Haar.

„No, sich stille! Etze kimmt ös off Uns, Du un ich! Er oder ich! Jarig will ech wull noch mit'n warn!“

Christel verstand nicht, was der Vater damit meinte, aber die ruhige Entschlossenheit in seinem Gesichte weisagte ihr nichts Gutes.

Sie suchte ihr Lager auf, ohne Schlaf zu finden. Als sie gegen Morgen aus unruhigem Halbschlummer erwachte und hinabging, um die Liese aus dem Stalle zu lassen, fand sie den Stall leer. Die Kuh war abgepfändet. Sie ging in's Haus zurück; der Leichmüller war verschwunden und kehrte erst am hellen Tage heim. Er schlief den ganzen Tag auf dem Heuboden und ging gegen Abend fort, um dann spät wieder zurückzukehren. Christel mußte danach genug. Das verdamnte Wilddieben! Wem es erst einmal in den Knochen sitzt, der läßt's nicht mehr.

Der Gerichtsvollzieher kam wiederholt auf den Hof, und sie erfuhr, daß die Mühle unter den Hammer

kommen solle. Der Vater kam gerade dazu und lachte laut auf. Bis dahin könne noch viel Wasser aus dem Moosbecken fließen, meinte er, und setzte etwas hinzu, was die Anderen nicht verstanden.

Was würde die Mutter gesagt haben, wenn sie ihr Kind und ihr Heim in so trostloser Lage gesehen hätte! Als sie noch lebte, da hatte es anders ausgesehen in der Leichmühle. Das Rad hatte nie still gestanden, und beim fröhlichen Geklapper des Werkes waren sie Alle glücklich gewesen. Als sie starb, war der gute Geist des Hauses mit ihr entwichen. Die Stutzflinte und Schnapsflasche hatten aus dem Leichmüller gemacht, was er geworden war, und sein Kind, auf sein Kind wiesen die Leute mit Fingern und zischelten sich ihre Schande in die Ohren!

Und was sollte nun werden, wenn das letzte Stück Brot verzehrt war und sie am Bettelstocke hinaus mußten in's Land?

Ein Schauer überlief das arme Mädchen, als sie an des Vaters Zukunft und gar an ihre eigene dachte. Was lag denn überhaupt noch an ihr? Die Welt war ihr so gleichgültig geworden, das Herz so schwer, das Leben so schaal und öde, wie die verlassene Leichmühle da vor ihr.

Sie wurde aus ihrem Brüten aufgeweckt durch das Meckern des Ziegenböckleins, das auf dem Hofe

herumirrte und nach der Gais suchte, die auch schon vom Gerichtsvollzieher geholt war.

„Du mein armes Hoppel, komm her!“ rief Christel. Sie hatte nie ein Thier leiden sehen können und lockte das Böckchen hinaus, um es am Bache grasen zu lassen. Es bot ihr doch wenigstens etwas Gesellschaft! Sie schlenderten beide langsam am Kaltbache hinauf, bis sie zu der Erle kamen, wo Christel sich traurig niederließ. Da hatte es angefangen!

Wie war doch das Lied, das er damals gesungen?

„Und zum Lieben in der Mühle, Mahlemühl — Sind der Mühlemädel viel.“ „Manch Rad in der Mühle, Mühle geht!“ Nur die Leichmühle steht still, und des Müllers Kind ist vergessen, aus den Augen, aus dem Sinn! O, wäre sie todt und läge drüben beim Mütterchen unter dem kühlen Friedhofsgras; da hätte sie Ruhe mit all' der brennheißen Liebe und dem brennheißen Elende! Aber auch den Platz würde man ihr ja nicht gönnen, ihr, der Verworfenen, welche an die Mauer, abseits von den ehrlichen Todes Gestorbenen gehörte!

Oder könnte sie wandern durch die weite, weite Welt!

Ja, wenn sie Lieb und Elend nicht mit sich tragen müßte, wohin sie sich auch wenden würde! Wäre das nicht gewesen, so hätte Onkel Krischahn Kohlhaas sie wohl mit sich genommen und hätte ihr einen Platz verschafft in der Stadt. So aber? Wer würde sie

jetzt nehmen? Und später? Barmherziger, wenn das arme Wurm zur Welt käme und so hilflos wäre, wie dort das Bicklein am Raine, und hilfloser noch, viel hilfloser! Was dann?

Ich wüßte es schon, Christel, was Dir helfen könnte, wenn Du Dich zum Rechten entschließen könntest. Die Thränen einer treuen Freundin, an Deinem über- vollen Herzen geweint, die würden Dir helfen. Und Mariens Zuspruch und milde Trostworte. Aber, wie die Menschen nun einmal sind: zum Rechten entschließen sie sich meist so schwer und manche nie! Und sollten sie darüber in's Elend rennen, in Morast und Tod.

Christel rang mit einem verzweifelten Entschlusse. Sie barg das Gesicht in den Händen und weinte laut und bitterlich. Dann sprang sie auf und eilte über den Berg dahin. Das Böckchen lief ihr meckernd nach, aber sie achtete seiner nicht mehr. Dort unten im Moosbecken lag der Teich: ein Sprung und Alles wäre vorbei! Sie stuzte und setzte sich auf einen bemooften Stein. Wie die Nebel da unten wallten und webten, als wollten sie die Unglückliche zu sich niederziehen! So hatte Christel einmal hier mit Hans gegessen, und er hatte ihr, wie sie jetzt that, die langen Zöpfe aufgeflochten und ihr das Nieder aufgenestelt und sie bei schmeichelnden Rosenamen gerufen. Und jetzt? Jetzt saß er vielleicht neben der andern in der

Stadt, um ihr dieselben Namen zu geben, und sie hier am verödeten Vaterhause trug seine Schande unter dem Herzen. — Das Mädchen war aufgesprungen, der Sammer übermannte sie, und ein Taumel, dem sie nicht zu widerstehen vermochte, zog sie nieder zu dem nebelbedeckten Wasser. Feuchtdunstig wallte es im Röhricht um ihre Glieder und lockte sie weiter, weiter, bis der Boden unter ihren Füßen verschwand und die schmeichelnde Fluth über ihr zusammenschlug.

Das Bockchen blickte ihr verdutzt nach, wußte nicht, was Alles das bedeute, und irrte meckernd am Ufer auf und ab.

Da taucht der weiße Arm des Mädchens auf, und das Bockchen eilt ängstlich meckernd herbei. Und wieder schlägt die Fluth über dem weißen Arme zusammen, und die Nebel weben über den gurgelnden Blasen des Wassers. Das Bockchen springt erschreckt davon, und Grabesstille ist geworden über dem Moosbecken rings umher.

Nur der Wind rauscht leise durch das Schilf und kräuselt die Wasserfläche, und verstohlen geht der Mond auf hinter leichtem Gewölk. Da treibt das schimmernde Rothhaar der Ertrunkenen empor, und wallende Nebelschleier umtanzen in bleichen Beschwörungsreigen des Haideröschens tiefes Fluthengrab.

